

Von Fackeln und Leberspätzle oder: Humor ist, wenn der Kirchenhistoriker trotzdem lacht

Kirchenhistoriker sind unter ihren theologischen Kollegen nicht gerade für ihren überbordenden Humor bekannt. Wie könnte es auch anders sein angesichts der Fülle von ernsthaften und ernstzunehmenden Themen und Gestalten, mit denen sie ihr Leben fristen? Sünder und Heilige, Krieger und Opfer, Reformen und Reformatoren, Päpste, Herrscher, Theologen und Laien bevölkern ihre Werke; die Kirchengeschichte ist ein ernst zu nehmendes „Geschäft“, dessen Methodik und Hermeneutik es mit dem gebührenden Ernst auszuüben gilt. Und dennoch gibt es Momente, da weicht angesichts von verblüffend ironischen, verzweifelten, ja gar sarkastischen Quellenaussagen der heilige Ernst des Kirchenhistorikers einem offenen, unverblühten Gelächter, das so manche Kirchengeschichtsvorlesung und auch den einen oder anderen Archivaufenthalt zu einem unterhaltsamen Erlebnis macht.

Christian Handschuh

Wie unterhaltsam kirchenhistorisches Arbeiten sein kann, sei an dieser Stelle an zwei Quellenausügen aus dem 19. Jahrhundert vorgeführt. Sie entstammen den Visitationsberichten von Gemeinden im Bistum Rottenburg, einer Quellengattung, die aus der Sicht der visitierenden Priester bzw. Dekane einen Blick auf die Intensität des Glaubens der Gemeinden wirft und in den lokalen Gegebenheiten so manch Erstaunliches offenbart.

Bei der Begutachtung einer katholischen Gemeinde im Dekanat Gmünd/Diözese Rottenburg (DAR G 1.8 161) hatte der Dekan 1827 das aus seiner aufgeklärt-katholischen Perspektive zweifelhaft Vergnügen, einen Priester zu visitieren, dessen Pastoralstil ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Zwar hielt der Dekan den Priester für durchaus fähig, er habe seiner vormals „weit herabgekommenen“ Pfarrei „in Beziehung auf

Kirche, Schule und Herbeiführung einer bessern, auf Sittlichkeit abzielenden Ordnung des Besten“ viel Gutes getan. Nur die Mittel, die dieser Priester dabei zur Anwendung brachte, missfielen dem Visitor zutiefst. Dessen Predigten ähnelten nach seiner Meinung „stundenlangen Schmähungen“, so dass der Visitor sich über die große Duldsamkeit der versammelten Gemeinde wunderte, die zu seinem großen Erstaunen nicht etwa unter Protest das Kirchengebäude verließ, sondern ihren Priester völlig unverständlicherweise auch noch aufrichtig zu

Christian Handschuh

geb. 1976, Dr. theol., Wiss. Assistent für Kirchengeschichte an der Universität zu Köln; 2011 Promotion, Forschungsschwerpunkt zusätzlich im Bereich Katholisches Milieu (19./20. Jahrhundert).



schätzen schien. Der Pfarrer, so der Dekan höchst schockiert und zeitgenössisch in der Ära der Aufklärung an Deutlichkeit kaum zu über treffen, erreiche die Ziele seiner Seelsorge nicht, er gehöre zu der Sorte, die „mit der Fackel der Aufklärung den Leuten zuletzt die Augen ausbrennt, die Böden einschlägt, um ins Haus Licht zu bringen, und stets nur stürmend und polternd zu Werke geht“. Sehr viel deutlicher konnte man zeitgenössisch einen priesterlichen Berufskollegen wohl kaum abqualifizieren!

Ein zweiter, die Lachmuskeln des Kirchenhistorikers intensiv reizender Quellenauszug entstammt der ultramontanen Zeit. Auch hier visitierte der Dekan eine Gemeinde der Diözese Rottenburg, diesmal in Weil der Stadt (DAR G 1.8 578). Er fand Gläubige vor, an denen der Ortsklerus langsam, aber sicher verzweifelte: die Normen, die der Priester dem ultramontanen Weltbild entsprechend zu vermitteln suchte, trafen auf das offene Desinteresse seiner Gemeinde. Männer und Jungmänner verweigerten den Gottesdienstbesuch, teilweise erfüllten sie nicht einmal die als Mindestbedingung der Katholizität vorgeschriebene österliche Beichte und Kommunion einmal im Jahr. Die Grundhaltung der Weiler Katholiken charakterisierte einer der Vikare recht treffend mit „ziemlich großer Gleichgültigkeit“. Dies war für die betroffenen Seelsorger offensichtlich schmerzhaft, waren sie doch verantwortlich für das Seelenheil ihrer Gemeindeglieder. Nicht ohne Süffisanz und einen guten Schuss Bosheit, aber auch mit einer gehörigen Portion Resignation bemerkte der Ortspfarrer zur Einhaltung des zweiten Kirchengebots, das insbesondere der Vermeidung von Fleisch an Freitagen und in der Fasten- und Adventszeit galt: „Die kirchlichen Abstinenztage werden vielfach übertreten (Wurst und Le-

berspatzen gelten bei manchen Leuten nicht für Fleisch).“

DIE GRENZE KIRCHENHISTORISCHEN HUMORS I: DER PRIESTER UND DIE „FACKEL DER AUFKLÄRUNG“

Könnte man als Kirchenhistoriker diese Quellen schlicht so stehen lassen, wäre dieses theologische Teilfach vermutlich eines der skurrilsten und unterhaltsamsten überhaupt. Genau hier manifestiert sich ein methodisches Dilemma, und dieses scheint den Eindruck zu begründen, dass Kirchenhistoriker eben doch eher humorlose Forscher sind. Denn die Profession und Methodik des Faches verlangen, ja schreien geradezu danach, solche Quellen nicht einzeln und in ihrer Originalität stehen zu lassen, sondern sie in ihre komplexen Zusammenhänge zu kontextualisieren. Und dann bekommen die hier vordergründig unterhaltsamen, bissigen, skurrilen und teils boshaften Aussagen eine ungleich ernstere Konnotation: sie sind die absurde Spitze einer hier perspektivisch sichtbar werdenden katholischen Alltagswirklichkeit.

Hinter der ersten Quelle verbirgt sich ein dichtes, rural geprägtes Dekanat zu Beginn des 19. Jahrhunderts, das den für die Katholiken in Württemberg tief sitzenden mentalen Schock der Säkularisation wirtschaftlich und kulturell nur schwer bewältigt hatte. Statt der regional seit Jahrzehnten gewohnten reichsstädtischen und klösterlichen katholischen Herrschaften sah man sich plötzlich einem wenig kompromissbereiten, sehr wohl aber machtbewussten württembergischen protestantischen Herrscherhaus gegenüber, dem es vornehmlich darum ging, die neuen katholischen Herrschaftsgebiete effizient

zu verwalten, zu besteuern und unter den Bedingungen eines aufgeklärten Absolutismus in die eigene Herrschaft zu integrieren (Miller). Der neue Landesherr setzte dabei auf ein Zusammenwirken von weltlichen Beamten und Geistlichen, die beide gemeinsam im Sinne des Staates erzieherisch auf die neuen Untertanen einwirken sollten, um deren Glaube, Loyalität und Produktivität zu steigern (Oswalt, 132-195). Und genau das traf auf wenig Gegenliebe bei der örtlichen Bevölkerung, die sich nun statt unter einer relativ bequemen regionalen Herrschaft mit gewachsenen Strukturen einer fremden Obrigkeit gegenüber sah, die vorwiegend die Leistungsfähigkeit für den Gesamtstaat im Auge hatte und das Dekanat Gmünd hier für schlicht ungenügend hielt: die Einwohner galten den württembergischen Beamten als rückständig, arm und arbeitsscheu (Oswalt, 35-48). Die Gemengelage wurde noch zusätzlich explosiv durch den Wandel der Frömmigkeitsstile, der sich zeitgleich abzeichnete.

DUNKELHEIT STATT LICHT

Während die Gläubigen vor Ort einer konfessionalisierten Frömmigkeit folgten, bemühte sich eine unter Ignaz Freiherr von Wessenberg ausgebildete neue Generation von Priestern um eine moderate Modernisierung des katholischen Frömmigkeitsstils (Gründig), um diesen zeitgerechter und den Bedingungen der Nachaufklärungszeit konformer zu gestalten (Handschuh): Ziel waren reflektierte, auf die eigene *imitatio Christi* ausgerichtete Gläubige, die im Laufe ihres Lebens immer tiefer in den Glauben fanden. Teil dieser Modernität war ein auf Überzeugung und Erziehung beruhendes Pastoralkonzept, das

den Priester als denjenigen begriff, der durch langsame, stetige Erklärung und aktives Beispiel die aus aufgeklärt-katholischer Sicht eingerissenen Missstände zu beseitigen und zu „bessern“ suchte. Und genau hieraus ergibt sich die besondere Brisanz und Vehemenz der Reaktion des Visitators auf den Ortsgeistlichen: dessen Verhalten war schlicht den Gesamtzielen der aufgeklärt-katholischen Pastoral kontraproduktiv. Er überzeugte eben gerade nicht mit Argumenten und bewirkte damit eine Veränderung des Verhaltens seiner Gläubigen, sondern setzte in der Meinung, damit dem Anliegen der Katholischen Aufklärung zu dienen, die ihm Anvertrauten unter Druck, und brachte damit gerade nicht Licht, sondern Dunkelheit. Die Folgen dieses Berichts dürften für den betroffenen Priester kaum angenehm gewesen sein.

DIE GRENZE KIRCHENHISTORISCHEN HUMORS II: DIE GLÄUBIGEN UND DAS FASTENGEBOT

Ähnlich gelagert, aber inhaltlich dennoch anders gestrickt war die Gemengelage im zweiten Fall. Im Gegensatz zur Katholischen Aufklärung war das in den 1840er Jahren auch auf Gemeindeebene verstärkt propagierte ultramontane Frömmigkeitsverständnis ein echtes und dauerhaftes Erfolgsmodell, das in seinen Grundzügen die katholische Alltagsfrömmigkeit bis weit nach 1900 prägte (Speth, 5-28). Grundlagenwerke wie die ultramontanen Katechismen Joseph Deharbes wurden bis in die 1930er Jahre konstant weiterentwickelt, erschienen in hohen Auflagenzahlen, wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und dienten zur klaren Strukturierung von Alltagsfrömmigkeit in Schule und



Seelsorge. Parallel entwickelten sich Pastoral-konzepte – durchaus auch auf der Grundlage der aufgeklärt-katholischen Pastoral – weiter, um Breitenreligiosität zu prägen und dem neuen Frömmigkeitsstil anzupassen. Erstaunlicherweise wissen wir sehr wenig über die Implementierungsprozesse dieser Wissensformationen auf der Gemeindeebene, vielmehr geht die Forschung momentan davon aus, dass Ultramontanisierung in den Gemeinden gelang, weil diese der Katholischen Aufklärung kritisch gegenüberstanden und im ultramontanen Konzept Anknüpfungspunkte an die gewohnte konfessionalisierte Frömmigkeit fanden. Zumindest für Weil der Stadt spiegeln die obigen Quellen nun ein anderes Bild, hier trafen die ultramontanen Vorstellungen aufgrund der sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen auch nach 20 Jahren partiell noch auf wenig Gegenliebe. Weil der Stadt war als ehemalige freie Reichsstadt eine katholische Enklave in ansonsten protestantischem Gebiet, weshalb alle offenen katholischen Alltagshandlungen wie etwa der Verzicht auf Fleisch oder der sonntägliche Gottesdienstbesuch schon aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen auf Unverständnis und Vermeidungsverhalten stießen. Die als Übermacht empfundene protestantische Umgebung führte zu einem „nachtheiligen Einfluß in Bezug auf die Lebendigkeit und Empfindsamkeit des Glaubens“, da gerade die berufstätigen Männer, „um ihre geschäftlichen Beziehungen mit der Nachbarschaft nicht zu beeinträchtigen [...] das offene und freimüthige Bekenntniß ihres Glaubens vermeiden“. Die auf den ersten Blick

so unterhaltsamen Aussagen über den Fleischgenuss der Weil der Städter besaßen also einen sehr ernsten Hintergrund: in einer protestantischen Umgebung ging es für den handwerklich und rural geprägten Mittelstand der kleinen Stadtgemeinde schnell um das eigene wirtschaftliche und gesellschaftliche Überleben, zelebrierte man die eigene Katholizität zu auffällig. Das gibt der sarkastischen Äußerung des Weil der Städter Geistlichen einen eher düsteren Nebenton, und erklärt, warum selbst in der Phase der in Württemberg späten Milieubildung nach 1900 Katholiken in Weil der Stadt daran nur in einer Minderheit beteiligt waren. Die Klagen über die geringe Partizipation der Männer an Gottesdienst und Fasten zieht sich wie ein roter Faden bis in die Visitationsberichte nach 1920.

KIRCHENHISTORIKER UND HUMOR

So unterhaltsam das Quellenstudium zuweilen sein kann, der zweite und dritte Blick lässt den Kirchenhistoriker meist doch ins Grübeln kommen. Treibt man es auf die Spitze, dann ist die Kirchengeschichte kein Fach zum Lachen; hinter auf den ersten Blick humorigen Aussagen können sich Hintergründe verbergen, die ähnlich der Spitze eines Eisbergs historische Prozesse, Einzel- und Kollektivschicksale sichtbar werden lassen. So gesehen stimmt es für den Kirchenhistoriker wirklich: Humor ist, wenn man trotzdem lacht!



LITERATUR

Archivalien im Diözesanarchiv Rottenburg: DAR G 1.8 578: Visitationsberichte Dekanat Stuttgart; DAR G 1.8 161: Visitationsberichte Dekanat Gmünd.

Gründig, Maria E., „Zur sittlichen Besserung und Veredelung des Volkes“. Zur Modernisierung katholischer Mentalitäts- und Frömmigkeitsstile im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel des Bistums Konstanz unter Ignaz H. von Wessenberg, Tübingen 1996.

Handschuh, Christian, Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum. Religiöse Welt- und Gegenwartskonstruktion in der Katholischen Spätaufklärung = Contubernium 81, Stuttgart 2014.

Miller, Max, Die Organisation und Verwaltung von Neuwürttemberg unter Herzog und Kurfürst Friedrich, Stuttgart/Berlin 1934.

Oswald, Vadim, Staat und ländliche Lebenswelt in Oberschwaben 1810-1871. (K)ein Kapitel im Zivilisationsprozeß? = Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 29, Leinfelden-Echterdingen 2000.

Reinhardt, Rudolf, Zur württembergischen Kirchenpolitik im frühen 19. Jahrhundert, in: RJKG 11 (1992) 241-249.

Speth, Volker, Katholische Aufklärung und Ultramontanismus, Religionspolicy und Kultfreiheit, Volkseigensinn und Volksfrömmigkeitsformierung. Das rheinische Wallfahrtswesen von 1826 bis 1870, Teil 1: Die kirchliche Wallfahrtspolitik im Erzbistum Köln Europäische Wallfahrtsstudien 7, Frankfurt a. M. 2010.

Wicki, Hans, Staat – Kirche – Religiosität. Der Kanton Luzern zwischen barocker Tradition und Aufklärung = Luzerner Historische Veröffentlichungen 26, Luzern/Stuttgart 1990, 484-491.

„Hierzu ist zu sagen, dass in der evangelischen Kirche die Möglichkeit besteht, gedankenlos an der Messe teilzunehmen. Bei den Katholiken wird es etwas problematisch, da bei falscher Absicht eine Konsequenz (von Gott) droht.“ (Aus einer Klausur in Liturgiewissenschaft)

„Der Perserkönig Kyrus (6. Jh. v. Chr.) war religionspolitisch sehr tolerant. Zu seiner Zeit gab es drei große religiöse Strömungen: Judentum, Christentum und Islam.“ (Aus einer Klausur in AT-Exegese)

„Wenn man das Johannesevangelium als Ganzes betrachtet, so würde man im ersten Moment glauben, dass es keine Probleme geben könnte. Jedoch der Schein trügt.“ (Aus einer Klausur in NT-Exegese)
